

Halleische Zeitung.

Anzeige-gebühren... für die Hauptstadt Halle...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Dienstag 27. Juli 1897. Preis 10 Pfennig.

Deutsches Reich.

* Die Nordlandkreise des Kaisers soll, wie nunmehr feststeht, in Wilhelmshafen benützt werden; im Hinblick auf die Kaiser der „Hohenzollern“ soll die Zusage des Kaiser...

* Die „Münch. Allg. Ztg.“ bemerkt zu der Meldung der „Allg. Abend-Zeitung“ über einen Besuch des Kaisers in Tegernsee: „Die Zeitungs-Nachricht, daß Sr. Maj. doch noch nach Tegernsee kommen werde, findet einwundern wenig...

* Aus Tegernsee liegen folgende Nachrichten vor: Ihre Majestät die Kaiserin besuchte im Laufe der vorigen Woche die Bergstation von Traus in Bad Reuth und auf dem Rückwege die ehemalige Parkanlage des Königin Olga von Württemberg, Gräfin Taube, in Dorf Reuth. Am Freitag Nachmittag besuchte Ihre Majestät in Begleitung ihrer Hofdame Gräfin Müller einige Grotten und machte Einkäufe. In der nächsten Woche wurde die hohe Frau gar nicht erlaubt, da sie ganz einfach gefeiert war. Abends trug Herr Silberbauer vor der Kaiserin und den Prinzen-Söhnen einige Stücke auf der Bühne vor. Am Sonntag Vormittag wohnte Ihre Majestät mit den Prinzen-Söhnen dem Gottesdienst in der protestantischen Kirche bei, wo von Generallieutenant von Franke der Gottesdienst abgehalten wurde. Nach Beendigung des Gottesdienstes fuhr Ihre Majestät mit den Prinzen in das herrliche Schloss, wo der Herzogin Elisabeth, Tochter des Herzogs Karl Theodor, zum Geburtstag zu gratulieren. Am Montag Vormittag 11 Uhr trat Ihre Majestät in München ein und wurde am Bahnhofe von dem Prinzenregenten, dem preussischen Gesandten Grafen Monts und dem Personal der preussischen Gesandtschaft empfangen. Am Bahnhofe hatte sich eine zahlreiche Menge Menschen eingefunden, welche die Kaiserin mit kühnen Worten begrüßte. Dem Besuche begab sich Ihre Majestät mit dem Prinzenregenten in offener Wagen zur Besichtigung der internationalen Ausstellungsstellung im Glaspalast. Später erfolgte ein Besuch der Schloß-Galerie. Nachmittags 2 Uhr fand in der Hofkapelle zu Ehren der Kaiserin ein großes Fest statt. Die Stadt war festlich beflaggt, das Theater regnerisch. Um 4 Uhr trat Ihre Majestät die Rückreise von München nach Tegernsee an. — In den 26. und 27. d. Mts. ist von der Tegernseer Gemeindevorwaltung zu Ehren der Kaiserin und der Prinzen eine festliche See- und Uferfeier geplant. Prinz Oskar bezieht am 27. d. Mts. seinen Geburtstag.

* Der deutsche Kaiserin wurden bei ihrer Anwesenheit in München der Kaiserin Ludwig von Bayern, der Großherzogin von Mecklenburg, die Infanten des Oden in Weiden überreicht.

* Der „Königlichen Ztg.“ zufolge dauert der Besuch des italienischen Königs in Osnabrück vom 4. bis 6. September. In der Begleitung des Königs befinden sich seine Gemahlin, die Kaiserin, sowie eine politische Delegation des Reiches des deutschen Kaiserpaars in Venedig sein soll.

* An den Anfang September stattfindenden Kaiserpaars werden, außer den bereits gemeldeten Persönlichkeiten, noch der Prinzregent von Bayern, der Großherzog von Mecklenburg, der Prinz von Braunschweig, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Fürst Hohenzollern und zahlreiche Militärattachés teilnehmen.

* Prinz Heinrich ist von Ostsee, wo er dem Großherzog von Oldenburg einen Besuch abstattete, am Bord des „Grafen“ nach Weiden zurückgekehrt. Das Gewitter ist nach hier in See gegangen.

* Prinz Heinrich ist in Friedrichshafen die persönliche Einladung zum Sommerurlaub der Kaiserin, deren Hof demnach der Fürst ist, ermittelten Oberleutnants Prinzen Schönau-Gesalath. Der Prinz wurde vom Fürsten zur Tafel gezogen.

* Zu gut unterrichteten Kreisen künft, wie die „Nord-Dtse-Ztg.“ meldet, daß Fürst Bischoff demnächst nach dem nächsten Monats dem Grafen Waldersee hierher seinen Besuch abstatten werde.

* Zum Anlauf der Festschrift, welche anlässlich der Centenario unter dem Titel: „Unser Soldaten-Heer“ verfaßt von dem ordentlichen Professor an der Universität Gießen, Geheimen Hofrath Dr. Wilhelm Enden, von dem Kommande der Kaiserlichen Gendarmerie in Berlin herausgegeben wird, hat Seine Majestät der Kaiser 40 000 Mk. angewiesen mit der Bestimmung, daß für diese Summe beauftragte Exemplare der Festschrift in der Armee und auch in Schulen zur Verfügung gelangen sollen. Der Kultusminister hat die Regierungspräsidenten angewiesen, die Festschriften, welche ihnen zur Verfügung gestellt werden, an Schulen ihres Bezirks zu überweisen.

* Der Staatssekretär des Reichsministeriums für die Provinzialverwaltung hat dem Reichstag die Ernennung des Regierungsraths Grafen v. Dönhofs zum Ministerresidenten in Lüneburg.

* Die „Staatsbürger-Ztg.“ bringt folgende, etwas sehr unklare Mitteilung: In politischen Kreisen sieht man unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers von der Nordlandreise wichtige Entscheidungen über die durch das Vereinsgesetz geschaffene innere Lage entgegen. Dasselbe Blatt meldet, daß auch in der Zeitung und Organen des Reiches von der Auswärtigen Amt es, dessen Chef Regierungsrath Dr. Gammert ist, demnach eine Änderung bevorsteht.

* Mehrere Zeitungen haben in jüngster Zeit Mittheilungen über den Inhalt einer auf den „Demokratischen“ bezüglichen Verfügung gebracht, die für den Bereich der „Zug-Verpflichtung“ ergangen sein sollte. Demgegenüber stellt die „Berl. Kor.“ fest, daß eine Verfügung des in den Zeitungen angegebene Inhalts von dem Justizminister nicht erlassen worden ist.

* Die Annahme von Nebenbeschäftigungen von den Eisenbahnbeamten soll von jetzt ab einer besonders strengen Kontrolle unterworfen werden, denn während bisher alle Nebenbeschäftigungen, die von den Beamten ohne Genehmigung ausgenommen wurden, keine Genehmigung bedurften, sollen nach einer jetzt ergangenen Bestimmung des Eisenbahn-Ministers fortan auch solche Nebenbeschäftigungen, mit denen eine Vergütung nicht verbunden ist, niemals ohne besondere schriftliche Genehmigung der vorgesetzten Eisenbahn-Direktion oder, falls es sich um höhere Beamte handelt, des Direktions-Vorstandes übernommen werden. Im Uebrigen bedürfen Nebenbeschäftigungen höherer Beamten auch Lizenzen der Genehmigung des Ministers, wenn sie von längerer Dauer oder erheblichem Umfang sind oder die Ausführung von Lizenzen für Staats- oder Eisenbahnen, ist es auch in neuen Eisenbahnen, Nebenbeschäftigungen im Privatinteresse von Beamten sind, allen höheren Beamten unterliegt, die in den Verträgen der Eisenbahn-Direktionen anständig sind, die bei der Genehmigung der betreffenden Anträge mitzuwirken und die Ausführung der letzteren eigenhändig zu beaufsichtigen haben. Ferner sind die Anträge nach dieser Bestimmung, als es sich um die Erlaubnis eines einmündigen, beschränkten Geschäftes handelt und für den Kleinbahn-Unternehmer Beamte anderer, bei der Genehmigung oder Bewilligung nicht befristeten Gehaltens oder Privatfrachten nicht oder doch nur mit unbeschränktem Gehaltens annehmen. Die Genehmigung in diesen Ausnahmefällen, für die jedoch auch nur Beschränkung in Frage kommen können, die nicht an der gesetzlichen Bewilligung der betreffenden Kleinbahn beteilig sind, ist den Eisenbahn-Direktions-Präsidenten überlassen.

* Einen für Mittelschullehrer- und Doktor-Aspiranten wichtigen Erlass hat der Kultusminister erlassen, an sämtliche Schulstellen der Provinz zu erlassen. Er lautet: „Aus Anlaß eines bei mir zur Erörterung gekommenen Beschlusses ist, bei der gegenseitigen, bei der Prüfung seitens des zuständigen Vorgesetzten über die bisherige Tätigkeit des Examinanden im öffentlichen Schuldienst auszuweisen, sondern den Prüfungs-Erlass zu überarbeiten.“

* Für die vom Staat unterhaltenen gewerblichen Fortbildungsinstituten mit mindestens 6 Unterrichtsstunden ist derjenige Schüler hat der Minister für Handel und Gewerbe, Beschlüssen für die Aufstellung von Lehrplänen und das Lehrverfahren in Deutschen und Rechnen“ erlassen. Die Regierungsräthen sind aufgefordert worden, nunmehr unter Berücksichtigung dieser Bestimmungen für alle in Betracht kommenden Schulen neue Schulpläne entwerfen zu lassen und sie dem Minister zur Genehmigung einzureichen. Abänderungen von den erlassenen Vorschriften sind insoweit gestattet, als dies durch die örtlichen Verhältnisse bedingt ist.

* Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht eine vom Handelsminister erlassene Anweisung zur Ausführung der Verordnung vom 31. Mai 1897, betreffend die Ausdehnung mehrerer Paragraphen der Gewerbe-Ordnung auf die Berufe der Felder- und Wälderschaften. Unter Anderem wird bestimmt, daß sowohl in den Verträgen, in denen auf Bestellung nach Maß für persönlichen Bedarf gearbeitet wird, als auch in den Maß- und Wälderschaften die sogenannte Privatlandhaftigkeit von der Geltung der Verordnung ausgeschlossen bleibt.

* Wie vor einiger Zeit gemeldet wurde, hat das Ministerium des Innern den Provinzialbehörden eine verstärkte Überwachung der kommenden Vorschriften über schlagendes Rangeln mit Streichhölzern und Brandstiftungen empfohlen. Wie die „Kor.“ jetzt erfährt, stellen daneben aber auch die Herren Minister des Innern und für Handel und Gewerbe Ermittlungen darüber an, ob nicht gegen die Herstellung und den Vertrieb besonders leicht entzündlicher Streichhölzer gesetzlich einzuschreiten ist. Die Herstellung von leicht entzündlichen Streichhölzern, die die Zündkraft einer großen Fabrik in Formern hinter geschlossenen Fenstern von Sonnenstrahlen in Brand gesetzt worden sind. Eine Untersuchung ihrer Fabrikate hat ergeben, daß die Zündkraft aus gutem Holzbohrer, Schmelz, glühendem Röhren besteht und schon durch eine leichte Reibung, Stoß oder Fall zur Entzündung oder Explosion gelangt. Der Untersuchungsbericht wurde auf 60-65 Grad Celsius ermittelt, wobei zu beachten ist, daß das Gemisch hinter Gläsern mit selbstleuchtenden Stellen oft eine höhere Temperatur hat.

* Die Regierungen sind daher von den genannten Ministerien angewiesen, zu beschließen, ob und nach für Fabriken beschließen, die herzustellen leicht entzündliche Streichhölzer herstellen. Man wird schon in den nächsten Monaten von der Regierung Maßnahmen erwarten dürfen, die die Herstellung solcher Streichhölzer unterlag.

* Ueber den Fugovertrag zwischen Deutschland und Frankreich ist mit Ausnahme der Bestimmung, daß Guillaume Mangin den Deutschen und Gianni den Franzosen zugeordnet werden ist, noch nichts Genaueres bekannt, aber die „Koloniales Korrespondenz“ glaubt Grund zu der Annahme zu haben, daß die für die Ausgabe von Osmia noch einige Kompensationen bewilligt worden sind nach Analogie derer, die die Franzosen im Hinterlande von Kamerun erhielten und die sich wesentlich auf den freien Handelsverkehr erstreckten. Es würde uns damit wenigstens eine freie Handelsstraße nach dem Niger gesichert sein, die unter Umständen von großer Bedeutung werden kann.

* Das Vergerniß in Wietzschin. Wie erinnerlich sein dürfte, verurtheilte kürzlich bei einem Fest in Wietzschin ein katholischer Geistlicher und ein Lehrer Vergerniß. Einmal blieben die Herren bei dem Taufe auf den Kaiser sitzen; damit aber hatten sie ihrem Deutschen noch nicht genug gethan. Während die Festschmückung die Nationalhymne lebend, mit entblößtem Haupte, sang, behielten sie herausfordernd den Hut auf dem Kopf. Das veranlaßte einen der Festtheilnehmer, ihnen die Kopfbedeckung eines unzufrieden abzunehmen, worauf der Pfarrer bemerkte: „Die Herrschaft hat alle betrunken! Gehen den Herrn zu! Ich selbst der Regierung wie aus Hofen gemeldet wird, die Disziplinarmessung eingeleitet worden, während gegen den Pfarrer die deutschen Beamten, die bei dem Fest zugegen waren, die Verleumdungsklage eingereicht haben. Von dem Ausgang der Disziplinarmessung wird es abhängen, wie weit von der Regierung auch gegen den Pfarrer vorgegangen werden wird.

Parlamentarisches.

Aus der offiziellen Uebersicht über die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses während der letzten, nunmehr abgeschlossenen Session ist nachfolgendes zu entnehmen: Das Haus hat seit dem 20. November vor. Jahres getagt. Die Verhandlungen haben ausgefüllt werden müssen wegen des Meinungsverschiedenheit vom 18. Dezember bis zum 7. Januar, wegen des Differenzes vom 9. bis 26. April, wegen des Pfingstfestes und wegen Umhüllung der verfassungsmäßigen Fristen für die Bestimmungen über das Vereinsgesetz vom 2. bis zum 21. Juni und vom 20. Juni bis 22. Juli. In der übrigen Zeit haben stattgefunden 103 Plenarsitzungen, 107 Sitzungen der Abtheilungen, 182 Sitzungen der Kommissionen, 237 Sitzungen der Fraktionen. Am Abgeordnetentage sind, abgesehen von den Tagesfragen, dem Hause zugegangen 9 Mittelnoten von der Staatsregierung 20, vom Herrenhaufe 9. Von diesen 32 Gelegenheiten sind 30 vom Herrenhaufe und von Hause der Abgeordneten übereinstimmend angenommen worden. Die Zahl der Regierungsvorlagen beträgt demnach 62. Es sind davon neben dem Staatsaushaufsetz 45 Vorlagen an Kommissionen zur Berathung überwiesen worden. Eine Interpellation (Graf v. Schmetternitzky), welche erst am 24. d. eingehend worden war, ist unerledigt geblieben. Erledigt ist ein Wandel, das für den Wahlkreis 6 Settin.

Der nationalliberale Landtagsabgeordnete Born, Bürgermeister von Griesheim, der am Sonnabend nach an der Abstimmung über das Vereinsgesetz theilnahm, ist am Montag in Wiesbaden gestorben.

Eine Versammlung von Vertrauensmännern der nationalen Parteien in Jena wurde am 26. d. Mts. abgehalten. Der Vorsitzende der Versammlung, der Abgeordnete von Griesheim, hat die Beschlüsse der Versammlung über das Vereinsgesetz theilnahm, ist am Montag in Wiesbaden gestorben.

Nord-Amerika.

Unterzeichnung der Tarifbill. In Washington unterzeichnete Präsident Mac Kinley die Tarifbill. Sie hat somit Gesetzeskraft erlangt. Ferner richtete der Präsident an den Kongreß eine Botschaft, in der er die Ernennung einer Kommission, welche Reformen in des Anwerfens erlangen sollte, empfahl.

Die Friedensverhandlungen in Konstantinopel.

Die Friedensverhandlungen mit der Türkei haben endlich einen ruhigeren Fortgang. Die Vorschläge haben den Theil des Präliminar-Entwurfs, der von der Kriegsentwickelung und von den Kapitalationen handelt, erledigt. Der deutsche Text des früheren Entwurfs hat Abänderungen erfahren. Die Art und Weise, wie Zerkow Balcha sich an den Verhandlungen betheiligte, machte einen guten Eindruck. Am gestrigen Montag stellten die Vorschläge den ganzen Präliminar-Entwurf fertig und erledigten die ersten fünf Artikel. Die Kriegsentwickelung, einschließlich der Ergänzungen für die Bedingungen an Privat-Eigentum, sind nach dem Entwurf vier Millionen türkische Pfund bestimmt. Die Türkei erfuhr jedoch in den gestrigen Verhandlungen, für die Privatguthaben noch besonders 400 000 Pfund bewilligen zu wollen. Der englische und der italienische Vorschläge waren bogen, aber Bledow, von dem Standpunkt wahrscheinlich ausgehend, daß Russland einseitig ebenfalls Derartiges beantragt hatte, erklärte das Verlangen für gerecht und billig, worauf der französische Gesandte, dann der österreichische und der deutsche Vorschläge sich ihm angeschlossen und die Gegenanträge überbrachten.



(Nachdruck verboten.)

Das Haus der Schatten.

9) Roman von Robert Koblrausch.

Sie blickte hinunter, aber ihre Augen vermochten nichts zu entdecken. Sie wandte ſich ihm wieder zu, doch fand ſie den Muth nicht, ihn Lügen zu ſtrafen. Wieder ſtand er, ſchweigend und heftig athmend, ihr gegenüber, während ſeine Augen immer heißer brannten, ſich immer tiefer, dürftiger in die ihren verſenkten. Ein beängſtigendes Gefühl überkam ſie, die Empfindung willenloſen Hingebenseins an eine fremde Macht. Erſt einmal hatte ſie Ähnliches gefühlt. Als Doktor Jaſch vor ein paar Monaten zu ihr in das Zimmer getreten war, während die Eltern vom Hauſe fort waren, und lange mit ihr geplaudert hatte. Von ganz harmloſen Dingen, ohne dieſe ſeltſamen Bausen voll tiefen, geheimnißvollen Schweigens, aber mit denſelben unverwandt auf ſie gerichteten, machtvollen Blick, der ihr die Freiheit des Denkens und Handelns zu rauben ſchien.

Vergeblich ſuchte ſie nach Worten, den Damm zu brechen. Endlich that ſie eine thörichte, gleichgiltige Frage, nur um die eigene Stimme wieder zu hören. „Wo ſind Sie eigentlich zu Hauſe, Herr Neuert?“

„Nirgends!“ rief er, und in ſeinem Lachen war jetzt nur noch wilder, wüthender Hohn. „Auf der Straße, im Schmutz, auf dem Miß — da iſt mein Zuhause!“

„Aber Sie müſſen doch Eltern haben, eine Heimath?“

„Muß ich? Damm wird es ja wohl auch ſo ſein. Nur daß ich nichts davon weiß, von den Eltern nämlich, und daß ſie nichts von mir wiſſen wollen. Eine Heimath? Nein, die habe ich nie gehabt und die werde ich niemals haben!“ Er ſprach immer leiſer, zwiſchen den Zähnen, und indem er die leidenschaftlichen Worte hervorſtieß, bewegte er ſich langſam, lautlos, Schritt vor Schritt auf das Mädchen hin, das zu zittern begann in fürchtbarer Angſt und doch den Fuß an den Boden hilflos gefeſſelt fühlte. „Wenn ich nicht verhungert bin, iſt's ein Zufall, und vielleicht wäre es am beſten, ich wäre verhungert. Nein, keine Heimath! Niemals, niemals! Sonſt, Mädchen, müſteſt Du dabei ſein, Du und Du allein. Mein müſteſt Du ſein und mir gehören.“

Jetzt war er unmittelbar vor ihr, ſie fühlte ſeinen glühenden Athem und ſah die brennenden Augen dicht vor den ihren leuchten. Und bei den lezten Worten packte er ſie an den Schultern; die verwundete Hand ruhte nur wie ein ſchwerer Hammer auf ihr, die Finger der anderen aber umspannten ſie mit der Gewalt eines Schraubſtocks. Plötzlich, da ſie eine Gefahr nun wirklich vor ſich erblickte, kam der Muth ihr zurück, um den ſie bisher vergeblich gerungen hatte. Sie ſchrie nicht auf; ganz ruhig, kühl, ein wenig ſpöttlich, ſagte ſie: „Wenn Sie den Unſinn nicht laſſen, Herr Neuert, ruſe ich um Hilfe.“

Die Worte brachten ihn zur Befinnung; er ließ die Hände ſinken und trat von ihr weg. Halb abgewandt murmelte er:

„Sie haben ganz recht, es war Unſinn. Für Unſerem iſt ja ſo was nicht. Nehmen Sie mir's nicht übel auf.“

Ohne noch einmal zu ihr zurückzuſchauen, ging er zu ſeinem Zimmer, ſtieg die beiden Stufen hinan und warf die Thür hinter ſich ſchwer ins Schloß.

Martha mußte noch einen Augenblick ſtehen bleiben, um ſich zu faſſen. Da die Gefahr vorüber war, begannen ihr die Kniee zu zittern. Aber nur ganz kurze Zeit gebrauchte ſie, um ſich wiederzufinden, um ſich zu erinnern, weshalb ſie hierher gekommen war. Und mit der Erinnerung an den Mann dort oben, zu dem ſie Glück und Schmerz ihres jungen Lebens ſchon ſo oft hinaufgetragen hatte, fühlte ſie eine Empfindung der Sicherheit und Freiheit beruhigend in ſich emporkriechen. Raſch, nur einen halben, ſcheuen Blick noch auf die Thür werfend, hinter der Neuert verſchwunden war, durchſchritt ſie den Bodenraum und ſtieg die zweite der Treppen flüchtigen Fußes hinan, zu ihm, der dort oben hauste, zu dem Karren, dem Weißen, dem alten Ranz Buſenius im dritten Bodenraum des mächtigen Siebels. —

Als der Aſſeſſor Sybel vor ſeinem Zimmer mit Martha zuſammengetroffen war, hatte er eben nach ſchwerem Ringen den Entſchluß gefaßt, zu Frau Henninger hinüber zu gehen und ihr zu ſagen, was er ſeit dem vergangenen Abend gedacht und empfunden hatte. Die ſchwerſte Nacht ſeines bisherigen Lebens lag hinter ihm. Vergeblich hatte er den Schlaf geſucht und erſehnt; Stunde um Stunde war hingegangen, mit ſchweren Schlägen von den Glocken der Michaeliskirche ihm zugerufen, aber ſein Geiſt hatte die Ruhe nicht gefunden. Seine Jugend, ſeine Vergangenheit ſtiegen in dieſen Stunden ſchmerzvollen Wachens wieder vor ihm empor. Er ſah ſich als zartes, ſchwächliches, leicht erregbares Kind, das in der ernſten Atmosphäre des norddeuſchen Pfarrhauſes weſtern heranwuchs. Er ſah die gütige Mutter, die ſein Leben zu ſchützen ſuchte vor der Berührung mit der Außenwelt, dem düſteren Vater, der ſtrenge Lehren, — heilig ſchon darum für alle Zeit, weil ſie aus dieſem verehrten Munde kamen — ihm für alle Zukunft einprägte in ſeine empfängliche Seele. „Des Menſchen Rede ſei ja, ja und nein, nein,“ hörte er ihn ſagen, und es war ihm, als berührte die kühle, eingeklopfene Luſt der kleinen Dorfkirche wieder ſeine Stirn. „Wer ſein Wort bricht, iſt ein Judas. Wer aber einen Eid zu brechen wagt, erwirbt ſich die ewige Verdammniß. Es giebt nichts Heiligeres auf der Welt, als einen Eid, als dieſes feierliche Verſprechen, abgelegt auf den Namen des Höchſten.“

Er hörte die Worte, er fühlte ſie in ſeiner Bruſt. Sie hatten dort Wurzel geſchlagen, hatten ſein Weſen durchdrungen, waren ein Theil von ſeinem Selbſt geworden. Er hatte denken und glauben gelernt, wie ſein Vater, aber er dachte und fühlte — ſeiner Natur gemäß, die jeden Eindruck der Außenwelt wie ein vielfaches Echo zurückgab — mit einer noch tieferen, leidenschaftlicheren Inbrunnſt. Und nun mußte er erfahren, daß die Frau, die er liebte, ihe Wort, ihren Eid, in die Hände des

sterbenden Gatten feierlich geschworen, brechen wollte um seiner willen. Ohne Zaudern, ohne Grübeln, dem Triebe der Leidenschaft gehorchend, ohne auf die Stimme des Gewissens in ihrer Brust zu hören.

Er hätte sie verachten mögen, sich abwenden von ihr, mit einem Male und für immer, ihr Bild, ja, die Erinnerung selbst herausreißen aus seiner gequälten Seele, aber — er liebte sie! Das war das Furchtbarste, daß er sie lieben mußte trotz alledem. Lieben mit einer Sehnsucht, einer Hingebung, einem glühenden Verlangen, das erst vor wenigen Stunden zu seiner ganzen Stärke in ihm emporgelobert war. So lange er im Stillen ihr Bild in seinem Herzen getragen hatte, war der Strom der Empfindung eingedämmt und gezügelt gewesen; aber seit er wußte, daß auch sie ihn liebte, seit er sie an seinem Herzen gehalten, ihre Lippen geküßt, den Duft ihres Haares getrunken hatte, war sein Blut zu Feuer geworden, das verzehrend, vernichtend durch seine Adern floß.

Phantasiegestalten begannen ihn zu beängstigen, als gegen Morgen der ermattende Geist in halbe Bewußtlosigkeit versank. „Ein Eid, ein Eid, ich hab' nen Eid im Himmel,“ hörte er eine heisere Stimme dicht an seinem Ohre sagen, und zugleich meinte er die Gestalt des Schloß vor sich zu erblicken, das Messer und die Waage in der Hand, mit heintückischem Grinsen die Frage hinzufügend: „Soll ich auf meine Seele Meineid laden?“ Die Gestalt verdoppelte, verdreifachte sich, und alle drei nickten ihm zu und wiederholten unablässig dieselben Worte, bis zuletzt ein Schleier vor ihnen nieder sank, bis die drei wieder in eine zusammenfloßen, und diese eine sich aus einer grinsenden Frage in eine milde, hoheitsvolle Erscheinung verwandelte. Nun sah er's, Venusius war es, der Alte aus dem Siebelsstübchen, der zu ihm getreten war. Der beugte sich über ihn, küßte ihm die Wange, deren Sinn er nicht verstand, aber deren Ton ihm unendlich wohlthat, legte seine kühle Hand ihm auf die brennende Stirn, und unter dieser zarten besänftigenden Berührung schlossen sich seine Augen und er schlief ein.

Aber nur für kurze Zeit fand er die Ruhe; dann tauchten wirre Bilder wieder vor ihm auf, und zuletzt gellte ein furchtbarer Schrei zu ihm her: „Meineid, Meineid im fürchterlichsten Grad!“ Die Worte des verzweifelnden, von Geistern gemarterten Königs Richard ließen ihn jäh emporfahren mit bebenden Gliedern. Aber Niemand außer ihm war im Zimmer, zu dem die erste, graue, winterliche Dämmerung sich hereinstahl. Er selbst mußte es gewesen sein, der so furchtbar aufgeschrien hatte im lastenden Schlaf; er wälzte sich zitternd, in Schweiß gebadet auf dem zerwühlten Lager, gleich dem der ewigen Gerechtigkeit preisgegebenen, zum Untergange verdamnten königlichen Verbrecher.

Dann stand er auf, kleidete sich mühsam an und ging in sein Bureau, wo er den heute wenig zeitraubenden Dienst rasch und mechanisch erledigte. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er sich auf einen Stuhl am Fenster, wo er lange Zeit blieb und hinausstarrte in das feine Schneetreiben, das noch immer andauerte. Endlich rang der Entschluß aus der grübelnden Seele sich los: er wollte mit Frau Ina sprechen, wollte von ihr selbst die Bestätigung dessen hören, was ihm das eben erst geschenkte Glück mit einem Male so jäh zerstört hatte. Das war gewesen, als er mit Martha zusammentraf, und der Anblick ihres frohen, leuchtenden Gesichtes, das so wenig der Stimmung seiner eigenen Seele entsprach, hatte ihn — er wußte selbst nicht, warum — wieder in sein Zimmer zurücktreten lassen. Nachdem er von Neuem lange vor sich hingebroütet hatte, fiel ihm ein, daß er dem Onkel versprochen hatte, zu ihm hinauf zu kommen, und mit dem Eifer muthloser Menschen, die sich selbst gegenüber nach Wor-

wänden suchen, die Ausführung eines schweren Entschlusses hinauszu schieben, sagte er sich, daß diese Pflicht die nächste und erste sei. Diesmal begegnete ihm Niemand im Korridor draußen, und langsam, müde stieg er die Treppe hinan.

Doktor Jäsch saß am Schreibtisch in seinem Studierzimmer, als der Nefse bei ihm eintrat. Die Sprechstunde war eben vorüber, und er stärkte sich durch ein Kaviarbrötchen, dem ein Glas Sherry beigelegt war, für die weiteren Anstrengungen des Tages. Der Duft einer guten Zigarre erfüllte das Gemach.

„Da bist Du ja!“ rief der Doktor dem Eintretenden entgegen. „Ich dachte, Du hättest Deinen alten Onkel ganz vergessen. Habe gestern Abend noch lange auf Dich gewartet. Aber Du brauchst Dich nicht zu entschuldigen, warst ja in besserer Gesellschaft. Setz Dich; willst Du ein Glas Sherry, eine Zigarre? Nein? Hör' einmal, Du siehst schlecht aus; ein Glas Wein wenigstens solltest Du trinken.“

„Danke Dir, Onkel; der Wein würde mir nicht helfen.“ „Was ist denn los? Wirst mir doch nicht krank werden? Oder ist es nicht der Körper, der leidet, sondern wieder einmal das Gemüth? Komm' her, sag' mir's ruhig; Du weißt, Dein Onkel ist auch Dein bester Freund.“

Zum ersten Male in diesen Stunden der Qual fühlte Georg seinen glühenden Schmerz in Behmuth und Thränen sich lösen. Es stieg ihm heiß in die Augen, und das Gesicht gegen das Polster eines Sessels pressend, stöhnte er: „Ich bin unglücklich, unglücklich unglücklich!“

Er sah den Blick der kalten Augen nicht, der über ihn dahinging, er sah das Lächeln nicht, das unter dem aufwärts gebogenen Barte hervorzuckte. Er fühlte nur die Hand, die mit sanfter Berührung sich ihm auf die Schulter legte, hörte nur die weichen Laute der Stimme, die vibrierend zu ihm sprach: „Armer Junge, also ist das Unglück wirklich geschehen? Ich hätte es gern gehindert, und gestern Abend — wahrhaftig, nur darum bin ich noch einmal unten bei Euch eingedrungen und habe mich nicht um die bösen Augen gekümmert, die Du mir machtest.“

Georg blickte empor. „Also weißt Du?“ fragte er.

„Mein Gott, ich kann doch sehen! Du hast Dich verliebt in unsere interessante Frau Heminger, hast ihr vielleicht schon von Liebe gesprochen, und nun erfährst Du, daß sie eine Sünde begehen und einen Eid brechen mußte, wenn sie Dich heirathen wollte.“

„Auch das weißt Du?“

„Es ist kein Kunststück, zu wissen, was die ganze Stadt weiß. Wir Aelteren wenigstens, die schon ein paar Jahre länger darin sind, als Du. Die Geschichte hat kolossales Aufsehen gemacht damals. Jetzt ist ein wenig Gras darüber gewachsen, aber wenn irgend ein Zufall so eine scheinbare Sache wieder aufweckt, ist sie lebendiger als je. Das weiß man ja aus Erfahrung. Man muß also vermeiden, sie zu wecken.“

„Ich sage mir das Alles, habe es mir in dieser Nacht hundertmal gesagt, aber ich liebe diese Frau!“

„Armer Kerl! Ist die Geschichte wirklich so ernst? Du, das thut mir furchtbar leid, wahrhaftig! Und Vorwürfe muß ich mir nun auch machen, daß ich nicht eher dazwischen gekommen bin. Es ist 'ne vertheufelte Sache um ein zu weiches Herz! Im Uebrigen bin ich ja so ziemlich abgebrüht, — Du lieber Gott, ein Arzt! Aber Dir gegenüber, mein lieber Georg, da geht das Gefühl mir immer mit dem Verstande durch.“

(Fortsetzung folgt.)

Luftfahrt-Erinnerungen

von Ph. Frhr. v. R.

(Schluß.)

Erst beinahe 16 Jahre, später, am 15. Oktober 1888, erhob ich mich zum dritten und bisher letzten Male in die Lüfte. Anders freilich sollte diese Fahrt verlaufen und enden, als die beiden ersten.

Ein Luftschiffer aus Berlin (oder Charlottenburg), Namens Wolff, wollte damals in Bielefeld in Westfalen, wo ich mich zu jener Zeit aufhielt, eine Auffahrt machen. Als ich davon gehört hatte, ging ich zu ihm und bat ihn, ihn auf dieser Fahrt begleiten zu dürfen. Er sagte mir dies auch zu. Im entscheidenden Moment aber erklärte er mir, der Ballon habe nur Tragfähigkeit für eine Person, und vertröstete mich auf später. Er fuhr davon, ich hatte das Nachsehen. Einige Tage darauf wollte er dort noch eine zweite Auffahrt unternehmen. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen; aber es war wieder die alte Sache. Da endlich wußte ich ihn nach langem Sträuben feinerseits dazu zu bewegen, mich allein die Auffahrt machen zu lassen. Das war etwas, was ich mir schon lange gewünscht hatte.

Und ich stieg allein auf.

Vielleicht sieht diese Fahrt in gewisser Beziehung einzig in ihrer Art da; wenigstens schrieben mir später verschiedene Luftschiffer, es sei dies der einzige Fall, wo ein Laie in der Luftschiffahrt allein einen Aufstieg gewagt habe. Gewiß, es war ein tollkühner Streich; aber ich wollte nur einmal. Die Strafe sollte nicht ausbleiben.

Der Ballon war nicht gerade von auserlesener Art. Die Gondel hatte höchstens Anspruch auf den Namen eines Papierkorbes, in dem ein einzelner Mensch allenfalls stehen konnte; der Korb reichte mir bis an die Kniee. Als Ballast, von dem ich übrigens keinen Gebrauch machte, hatte ich nur zwei kleine Sandfäcken mitbekommen, einen Anker überhaupt nicht, und letzteres war, glaube ich, ein großes Glück für mich.

Das Wetter war ungünstig, der Wind blies ziemlich heftig und noch unmittelbar vor dem Aufstieg fiel reichlicher Regen zur Erde. Der Ballon zeigte übrigens an diesem Tage eine besonders gute Tragfähigkeit und ging, nach dem ich mich in meinen Papierkorb gestellt und selbst das Kommando „los“ gegeben hatte, mit geradezu rapider Schnelligkeit in die Lüfte.

Wohl war der Blick auf die schnell versinkende Erde ein erhabener schöner, besonders auf die bewaldeten Höhen des Teutoburger Waldes, aus dem sich das Hermanns-Denkmal bei Detmold deutlich emporhob. Aber schnell schwand der Unterschied zwischen Höhen und Tiefen auf der Erde, bald erschienen mir Alles wie eine Ebene, wie eine große Landkarte, auf der Berge und Thäler sich höchstens durch die Zeichnung unterscheiden. Eine empfindliche Kälte machte sich bemerkbar; ich war ohne Mantel aufgestiegen, da ein solches Kleidungsstück für die beschränkten Verhältnisse schon sehr behindernd gewesen wäre. Ein Blick auf das Thermometer, und ich fand, daß die Temperatur auf 9° R. unter 0 gesunken war, während sie beim Aufstieg + 11° R. betrug. Und als ich den noch nicht in Augenschein genommenen Höhenmesser mir besch, zeigte dieser mehr denn 13 000 Fuß an; ich befand mich in der Höhe der höchsten schweizerischen Alpenspitzen. Der dem Ballon mit einem Fernrohr nachschauende Luftschiffer Wolff hatte dessen Höhe irrtümlich sogar auf mehr als 5000 Meter geschätzt.

Da zog ich schleunigst, um meinen Plan, eine möglichst weite Fahrt zu machen, nicht aufgeben zu müssen, die Ventilleine. Es war mir bekannt, daß das Gas in solchen Höhen zu schnell entweicht, um weit fahren zu können. Ich zog und zog, doch fühlte ich nicht, daß das Ventil sich öffnete; es mußte an ihm etwas nicht in Ordnung sein. Da kam mir ein wenig beruhigender Gedanke. Ich hatte einmal von einem Luftschiffer — ich glaube, es war Godard — gelesen, daß er auf einer seiner Fahrten nach vorherigem Regen das Ventil fest gefroren fand und, um es zu öffnen, an dem Negwerk des Ballons hinaufgestiegen war. Sollte auch ich dieses Mißgeschick gehabt haben? Auch mein Ballon hatte vor dem Aufstieg Regen bekommen, und nun die große Kälte — gewiß, es mußte so sein. Ich ließ die Ventilleine, die ich wohl kaum weniger als eine Minute stramm angezogen hatte, los und fühlte jetzt, daß das Ventil — sich schloß. Ich hatte das Deffnen desselben nicht bemerkt — und fiatt einige Sekunden lang das Ventil vielleicht eine Minute ge-

öffnet gehalten. Massenhaft war natürlich das Gas entströmt. Die Wirkung blieb nicht aus. Noch merkte ich in diesen Höhen ja nicht, wie schnell es hinunterging. Ich warf Papierschnitzel aus, die sofort hoch über mir schwebten, ein Zeichen meiner schnellen Abfahrt.

Bald sah ich aber auch in anderer, nichts weniger als beruhigender Art, welches Unheil ich angerichtet hatte. Der untere Theil der Ballonhülle begann ganz schlapp zu werden und wurde im Winde hin und her gepfeift, mit ihr natürlich die herabhängenden Stride, die die Gondel mit dem Ballon verbanden. Dieses immer stärker werdende Hin- und Herschaukeln der Gondel, des kleinen Korbes, in dem ich stand, war in der That unheimlich; besonders heftig wurde es, als ich die letzten Wolken durchfuhr. Jetzt flammerte ich mich an die Stride, um nicht aus der Gondel geschleudert zu werden. Immer schneller ging's zur Erde, die auf mich völlig zugerast kam. Ich hielt mich für verloren, um so mehr, als ich kaum noch ein paar hundert Fuß über der Erde wahrnahm, daß ich direkt auf eine kleine Waldung zutrieb. An den Bäumen wäre ich fraglos zerfummert.

Da zog ich trotz der entsehl ich schnellen Abfahrt, die allerdings mehr ein Absturz war, noch einmal das Ventil, um noch vor den Bäumen zu landen. In demselben Augenblicke fast fühlte ich einen furchtbaren Stoß. Ich lag aus der Gondel geschleudert einige Schritte vor der Waldung auf vom Regen völlig durchweichtem, frisch gepflügtem Ackerboden, neben mir gänzlich in sich zusammengesunken der Ballon, der sich nicht mehr rührte — so wenig Gas nur enthielt er noch.

Ich empfand anfangs in der Brust und der linken Seite Schmerzen, merkte aber bald, daß das von geringer Bedeutung war. Als ich mich aber erheben wollte, vermochte ich nicht mehr aufzutreten. In meinem rechten Fuß war, wie sich später herausstellte, so ziemlich Alles gebrochen, was zu brechen war. Wahrscheinlich war derselbe beim Aufsprall auf die Erde auf einen Stein gestoßen, da die Schuhsohle einen Bruch zeigte.

Herbeigeeilte Leute trugen, nachdem ich noch für völlige Entleerung des Ballons gesorgt hatte, erst mich und sodann meinen Ballon, der vor mir wenigstens den Vorzug der Unverletztheit hatte, in ein benachbartes Bauerngehöft, das zu einer Bauerschaft Dingerdissen gehört und nahe der sippischen Grenze unweit Herford liegt.

Auch in der Nähe meiner Landungs- oder richtiger Absturzstelle dem Waldwerk obliegende Jäger waren herbeigeeilt. Sie hatten geglaubt, einen jerschnmeterten Körper vorzufinden, so rasend schnell sei der Ballon gefallen. Wäre ich auf hartem Boden niedergekommen, so würde es mir auch wohl kaum anders ergangen sein. Auch ein mitgenommener Anker hätte für mich verhängnißvoll werden können. So aber gings ja noch so leidlich ab, und nur ein wochenlanges Liegen und ein monatelanges Rollstuhlfahren waren die Strafen für mein verwegenes Unterfangen, einmal selbständig den Luftschiffer zu spielen.

Allerlei.

Das Liebesleben der Indianer. Wenn der Indianer einer Schönen sein Herz geschenkt hat, sucht er zuerst durch stetes Umschleichen ihres Zeltes, verliebte Seufzer und schwächende Blicke ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Gelingt ihm dies und fühlt die indianische Jungfrau auch in der eigenen Brust „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“, so trifft man sich Abends beim Mondenschein in der Prarie und spricht sich aus. Da die Liebe der Rothhaut als unmännliche Schwäche gilt, wird ihr Ausflatern bei einem der Krieger von den übrigen Stammesgenossen großmüthig oder auch, wenn man will, verächtlich übersehen. Diese Leidenschaft erscheint dem Indianer zu albern, um Worte darüber zu verlieren. Sobald sich mehrere Jünglinge um daselbe Mädchen bewerben, führt man eine wunderbare Zeremonie auf. Die Anbeter legen sich Abends in gewissen Abständen um das Zelt der Schönen flach auf die Erde, und zwar so, daß keiner den Anderen sehen kann. Sobald das Mädchen heraustritt, springen Alle auf und suchen sie zu greifen: ist der Erste, welcher sie faßt, der Mann ihrer Wahl, so folgt sie ihm willig, und die Anderen trösten stillschweigend von dannen. Im entgegengelegten Falle erhält er einen gelinden Backenstreich, worauf er sofort seine schöne Beute fahren läßt und verschwindet. Das Mädchen tritt wieder in ihr Zelt zurück, und das Spiel wird wiederholt, bis sie an den Redten, oder besser der Rechte an sie kommt. Köstlich macht sich auch eine Brautwerbung bei den Indianern. Der Mann muß sein Weib kaufen, und Brautvater und Bräutigam wollen natürlich soviel wie möglich Profit bei diesem Geschäft machen. „Ich will Eure Tochter zum

Weibe" — leitet der Bräutigam die Werbung ein. „Sie ist ein häßliches Ding, faul wie ein Bar, weiß nicht zu lachen und ist zu nichts brauchbar, ich sehe jedoch, daß sie Euch eine Last ist, und so will ich Euch von ihr befreien. Was kostet die Braut?“ „O!“ — spricht der Vater — „Ihr wollt meine theure Tochter haben, die beste Köchin, die fleißigste und willigste Arbeiterin im Stamm? Ich gebe meine Tochter Niemandem, am wenigsten Euch, der nur einen Stalp gewonnen und kaum mehr als zwei Ponies gekostet hat! Ich verlange 20 Ponies und 3 Büffelhäute für sie.“ In ähnlichem Stil geht die Geschichte weiter, bis der Preis unter Schreien und Schimpfen endlich festgelegt ist. Der gewöhnliche „Cours“ beträgt 4 Ponies pro Braut. Der Indianer kann sich nämlich die Bräute en gros und en detail kaufen; je reicher er ist, desto mehr Frauen nimmt er, sie bilden seine Sparkasse, denn in den Zeiten der Noth kann er sie beliebig weiter verhandeln. — Die Untreue der Frauen wird auf eigenartige Weise gestraft. Die Häuptlinge kümmern sich nicht weiter darum, sie sieben zu „erhaben“ da, als daß ein untreues Weib sie kränken könnte. Die Siouxkrieger aber spalten der verrätherischen Frau die Nase, und es sollen Frauen mit fünf- bis sechsmal gepalteten Nasen bei ihnen zu finden sein.

Etwas über Schmuck. So lange die jetzige Mode herrscht, kann man sich nicht genug mit Schmuck beladen, und die glücklichen Besitzgerinnen von Perlen- und Brillant Halsbändern dürfen dieselben, ohne gegen den guten Geschmack zu verstößen, schon des Morgens in aller Frühe anlegen. Dies neueste Halsband besteht aus einer goldenen Kette, die nicht viel dicker als ein starker Zwirnsfaden ist, und von ihr hängt ein großes Medaillon in kostbaren Steinen, deren Fassung man jedoch nicht erkennen soll, herab. Eine andere Mode ist die, daß man ein Herz aus Krystall an eine Kette befestigt und diese dann lose um den Hals schlingt. Trotzdem man es voriges Jahr nicht geglaubt hätte, sind die Armbänder doch wieder aufstanden. Die neuesten Muster bestehen meistens aus geflochtenem Gold mit eingesehten Brillanten, Rubinen oder Mondsteinen und schmiegen sich fest an das Handgelenk an. Die modernen Ringe sind mit geschnittenen Gemmen besetzt, die so groß sein müssen, daß sie mindestens den halben Reifer bedecken. Ein einzelner Stein als Mittelstück ist vollständig veraltet, dagegen finden die antiken Muster, wie eine ununterbrochene Reihe von Brillanten, Rubinen, Amethysten oder Opalen, großen Anklang. Was die Uhren anbetrifft, so werden sie kleiner als je getragen, doch die Uhrketten sind ein völlig überwundener Standpunkt. Jewelbesetzte Broschen oder Chateaines, an denen die Herden vergnügt hin- und herpendeln können, erfreuen sich dagegen großer Beliebtheit. Die Gehäuse der niedlichen, kleinen Dinger prägnieren sich in den mannigfaltigsten Formen, eine der neuesten ist ein goldener, dick mit Smaragden besetzter Baal. Eine andere stellt einen Käfer dar, dessen Körper aus mattem, mit Edelsteinen besetztem Gold angefertigt ist. Wenn man auf eine Feder drückt, öffnen sich die Flügel, als ob das Thierchen fortfliegen wollte, und das Hirschblatt zeigt sich, so daß man die Zeit erkennen kann. Besonders auffallend bei der diesjährigen Mode ist die Nachfrage nach russischen Original-Artikeln. Aber ein aus farbigem Email, mit kostbaren Steinen besetzter Gürtel ist ein Gegenstand, den sich nicht viele Frauen leisten können. Natürlich darf bei der jetzigen Juwelenmanie der Kopfschmuck nicht leer ausgehen, und Kränze und Agretten theilen sich in die Gunst des Publikums. Die einzige richtige Lösung, wenn man den Vorzug geben sollte, haben kürzlich einige tonangebende Damen gefunden, indem sie sich zu gleicher Zeit mit beiden schmückten. Wenn auch Diademe und Tiaren nur von den wenigen Allerreichsten getragen werden können, so bilden sie deshalb nicht weniger oft das ehrzeitige Ziel mancher minder begüterten Dame.

Erstaunliche Neuigkeit. Ein amerikanischer Tourist kommt durch ein kleines irrisches Dorf, und da seine Uhr schon vor einigen Stunden stehen geblieben ist, fragt er ein achtjähriges Bäckchen, das mit einigen Büchern unter dem Arm eben aus der Schule zu kommen scheint, wie spät es jetzt ungefähr hier am Orte sein möge. „Wird wohl so um zwölf herum sein, Herr,“ antwortete der Kleine, höflich sein Nüsschen ziehend. „Erst zwölf? Ich glaube, es sei schon mehr,“ rief der Herr verwundert. „Hier wird es nie mehr,“ meint der kleine Schüler allflug. „Unsere Uhr fängt immer wieder von vorne an.“

Gefährliche Drohung. In einer spanischen Wochenschrift las man kürzlich eine kleine Anekdote über den jugendlichen Regenten des stolzen Spaniens. Die Gouvernante des kleinen Königs hatte es für angemessen befunden, ihrem durchlauchtigsten Jüngling eine Vorlesung über die Nothwendigkeit des „netten und höflichen Betragens“ gegen Jedermann zu halten. Der Herrscher eines Volkes habe die Pflicht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben und ihnen in Allem mit gutem Beispiele voranzugehen. Alfons XIII. bemühte sich auch einige Tage hindurch eines wirklich guten Betragens, welches seinen Höhepunkt hies in der Lebenswürdigkeit erreichte, mit der der jugendliche Fürst seinen Unterthanen für die ihm dargebrachten Ovationen bei der täglichen Nachmittagsausfahrt dankte. Eines Tages nun äußerte der kleine König wieder einmal einen seiner häufig unerfüllbaren Wünsche. Die Erzherzogin machte ihn sanft auf das Unmögliche seines Verlangens

aufmerksam und schlug es ihm dann rundweg ab. Da kam das Temperament des kleinen Tyrannen zum Ausbruch, und drohend rief er: „Wenn ich nicht gleich bekomme, was ich haben will, dann werde ich den Leuten heute Nachmittag beim Ausfahren gar nicht danken, sondern ihnen bloß Gesichter schneiden.“

Kostbares Futter. Unter diesem Titel wird in amerikanischen Blättern eine gar erbauliche Mär erzählt, die wir in Anbetracht der Hundstage unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Dem Schatzmeister der Vereinigten Staaten von Nord-America wurde vor einiger Zeit ein sehr interessanter Fall vorgelegt, der zu Gunsten des Anfragenden endigte. Ein Mr. Blancingame aus Texas hatte eine Anzahl Vieh verkauft und dafür das Geld in einer Banknote von 100 Dollars (400 Mk.), einer von 50 Dollars und 16 Banknoten von 20 Dollars erhalten. Diese Summe steckte er in seine Brieftasche, jedoch so unvorsichtig, daß die Enden der Papiere etwas daraus hervorlugten, und zwar soeben seinen Noth achlos auf die Erde. Ein junges Kalb näherte sich sofort den grünen Scheinen, und sie für ein annehmliches Futter haltend, begann es, die 470 Dollars zu verzehren. Mit Hilfe seines Bruders gelang es dem Texaner, dreizehn der 20-Dollarnoten aus dem Maule des Thieres in verhältnismäßig gutem Zustand herauszuziehen, die er nachher bei Ankäufen von anderem Vieh wieder in Zahlung geben konnte. Kurz darauf wurde das Kalb geschlachtet und aus seinem Magen wurden die besterhaltenen farblosen Scheine herausgeholt. Diese packte Blancingame vorsichtig in einen Karton und schickte sie an die Abtheilung des Schatzamtes für Wiedererstattung, begleitet von einem eidbefähigten Bericht, wie sich die Begebenheit zugetragen hatte. Der Staatschatzmeister ließ die Sache eingehend untersuchen, und da sich deren Wahrhaftigkeit herausstellte, gab er Anweisung, dem Texaner 210 Dollars in frischen, neuen Banknoten als Ersatz für die von dem Thiere aufgezehrten zuzuschicken.

Ein amtlicher Erlaß über die Tyroler Bauerntracht. Die Bezirkshauptmannschaft in Meran hat folgenden Erlaß verordnet: Erzhzog Franz Ferdinand hat den Wunsch ausgesprochen, es möge in geeigneter Weise dahin gewirkt werden, daß die bäuerliche Bevölkerung dieses Bezirkes ihre alten Trachten beibehalte, beziehungsweise daß der Gebrauch dieser Trachten in diesem Theile der Bevölkerung möglichst verallgemeinert werde. In der Absicht, diesem Wunsche des Erzhzogs zu entsprechen, erlaube ich die Seelsorger, Gemeindevorstellungen, Ortschulräthe und Schulleitungen dieses Bezirkes, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf die Erhaltung und Wiederbelebung der alten Volkstrachten nachdrücklich hinzuwirken zu wollen. Die ehrwürdige alttyroler Tracht stellt unzweifelhaft ein mächtiges Mittel dar, um im tyroler Bauer dessen traditionelle Eigenschaften, seine Religiosität, seine Kaiser-treue, seine Tapferkeit, seine Biederkeit rege zu erhalten und dessen Standeshenueh zu nähren. Und das liegt ebenso im Interesse des Bauernstandes selbst, als in jenem des Staates und der Gesellschaft, da gerade in heutiger Zeit, wo in so ruhmloser Weise an den Grundlagen jeder Ordnung gerüttelt wird, die Erhaltung eines unverdorbenen, standesbewußten Bauernstandes, der stets die feste Stütze der Ordnung sein wird, von weittragender Bedeutung ist.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vesprechnungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die Fortführung der jetzt in der 3. Lieferung vorliegenden Doppelbiographie: „Goethe und Schiller“ von W. Ehrlich (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin) erfüllt durchaus die Erwartungen, die die Einleitung und der Anfang des Werkes erweckten. Der Verfasser steht auf einem Standpunkt, der für das Urtheil über die beiden großen Dichter hoch und frei genug ist, und seine geistreiche und in der Form künstlerische Darstellung zeigt, daß er zu dem kritisch abwägenden Verständniß auch die für seine Aufgabe unerläßliche Begeisterung mitbringt. An Vollbildern enthält diese Lieferung meisterhaft geschnittene Porträts der Christiane Vulpius (nach Burg) und Charlottens von Kalb, Schillers schwärmerischer Freundin (nach Tischbein), ferner eine „Theatervorstellung am Hofe der Herzogin Amalie“ von Woldemar Friedrichs Hand, die uns die Glanzzeit des Weimarer Hofes mit dem Taufendkünstler Goethe im Mittelpunkt lebendig schildert, sowie ein seltlich und wahr empfundenes Bild Franz Starbinas, das uns den von der Kunst des Schicksals weniger verwöhnten Schiller im Kreise seiner Freunde in Gohlis zeigt. Der Text enthält außerdem eine reiche Anzahl von Bildnissen in trefflichen Holzschnitten. — Wie die bis jetzt erschienenen Lieferungen versprechen, wird in diesem Werke wieder einmal ein gutes Volksbuch geboten, das zugleich einen geläuterten Geschmack befriedigt.